

"Es wird auch den Amerikanern nicht gelingen, Englisch zur Weltsprache zu machen" : ein Interview mit Prof. Dr. Iwar Werlen, Sprachwissenschaftler, Universität Bern

Autor(en): **Locher, Sandra / Cantoni, Fabio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastico grischun**

Band (Jahr): **72 (2010)**

Heft 5: **Mehrsprachigkeit**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-720350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Es wird auch den Amerikanern nicht geli

Ein Interview mit Prof. Dr. Iwar Werlen, Sprachwissenschaftler, Universität Bern

Prof. Dr. Werlen hatte den Auftrag den Kongress «Mehrsprachiges Lehren und Lernen – wie weiter?» zu beobachten und im Anschluss eine Synthese der Tagung zu machen. Im Gespräch mit der Redaktion des Bündner Schulblattes erläutert er seine Einschätzungen zur Situation des Sprachenlernens im Allgemeinen und des Rätoromanischen im Besonderen.

VON SANDRA LOCHER & FABIO CANTONI



Welches sind Ihre Eindrücke aus dem Kongress der Mehrsprachigkeit? Der Eindruck ist sehr positiv. Es hatte ein sehr gemischtes Publikum: einerseits Leute aus der Praxis und andererseits Leute aus der Forschung. Die Diskussionen, die ich miterleben konnte, waren im Allgemeinen – und insbesondere in den Ateliers – lebendig. Die einzelnen Vorträge fand ich interessant und sie haben mir viele Neuigkeiten

gebracht. Was besonders gut war: die ganze Organisation inklusive das sehr gute Essen. Ich muss sagen, dass man selten an einem Kongress so gut bekocht wird.

Sprachen und Mehrsprachigkeit wird von vielen als zentral betrachtet. Die Vision dazu und die Schulrealitäten klaffen aber oft weit auseinander. So etwa in den Bereichen Stundendotationen, Klassengrößen oder auch in der Integration.

Ich denke erst einmal, dass wir Visionen brauchen. Zumindest Zielvorstellungen, welche durchaus utopischen Charakter besitzen dürfen. Man muss sich aber bewusst sein, dass man nachher bei der Umsetzung der Visionen in der Praxis Abstriche machen muss. Dabei sollten die Ziele nicht aus den Augen verloren werden. Wissen, was man anstrebt, aber immer mit dem Blick auf die Bedingungen unter denen man arbeitet.

Man kann es vielleicht auch mit einem Bergsteiger vergleichen, der einen Gipfel vor sich sieht, aber ein verborgenes Tal, welches zwischendrin liegt, noch nicht sehen kann. Auch an Unvorhergesehenes muss gedacht werden.

Könnten immersive Modelle, wie sie an den zweisprachigen Schulen in Graubünden anzutreffen sind, eine zielführende Entschärfung dieser Situation bringen? Im Prinzip waren diese so gedacht. Die

Idee war folgende: Wenn wir mehr Wirksamkeit im Sprachunterricht erreichen wollen, brauchen wir mehr Inputs für die Lernenden; mehr Gelegenheiten, in denen sie die Sprache verwenden können. Auch vermehrt Situationen, in welchen sie nicht nur üben, sondern auch tatsächlich die Sprache in der Schule benutzen können. Das heisst, immersive Modelle würden die Anzahl der Kontaktstunden mit der fremden Sprache erhöhen, würden den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit geben, andere Sprachformen auszuprobieren, als nur die herkömmlichen Formen aus dem Sprachunterricht.

Es ist beispielsweise sinnvoll – ich nenne nur eine Möglichkeit – Mathematik in einer fremden Sprache zu lernen. So kann man das Rechnen in dieser fremden Sprache erlernen. Es macht aber keinen grossen Sinn im Fremdsprachunterricht eine Uhr vor sich zu sehen und sagen zu müssen «il est cinque heures trois» oder so was. Im ersten Beispiel habe ich wirklich eine Möglichkeit, die Sprache in einem sinnvollen Kontext zu nutzen.

In Graubünden gehören Sprachenvielfalt und das geografische Überschreiten von Sprachgrenzen zum Alltag. Stellt dies einen idealen Boden für eine Mehrsprachigkeitsdidaktik dar?

Ja, ich denke, dass dies der Ausgangspunkt ist. Die Alltagserfahrungen der

gen, Englisch zur Weltsprache zu machen.»

Schülerinnen und Schüler, aber auch der Lehrpersonen, mit den verschiedenen Sprachen, zeigt ihnen, dass es verschiedene Sprachen gibt, dass diese hier präsent sind und dass sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede haben. Denken Sie nur an den Einfluss des Deutschen auf die romanische Sprache. Oder an das Wechselspiel zwischen den Walser Dialekten und den Rheintaler Dialekten. Da gibt es jede Menge an Anknüpfungspunkten, auf die man in der Mehrsprachigkeitsdidaktik Bezug nehmen kann. Das Sprachbewusstsein, im Englischen «language awareness», der Schülerinnen und Schüler, die in einer mehrsprachigen Situation leben ist viel ausgeprägter als bei jemandem, der in einer rein monolingualen Situation aufwächst. Man muss aber auch sagen, dass der Kanton Graubünden ebenfalls Gegenden kennt, in welchen das Deutsche allein vorherrscht und vielleicht das Verständnis für die Mehrsprachen- didaktik weniger vorhanden ist.

Könnte der Kanton Graubünden im nationalen Kontext einer Mehrsprachen- didaktik gar eine zentrale Rolle einnehmen? Ich denke schon. Es wäre wichtig, dass Erfahrungen, die in diesem Kanton gemacht werden, auch auf der schweizerischen Ebene zur Kenntnis genommen und diskutiert werden. Persönlich denke ich, dass die Stadt Chur eine Chance verpasst hat, ihr eigenes Projekt, welches ich als eines der erfolgreichsten einschätze, zu präsentieren. Hier wäre ein geeignetes Forum gewesen, um es vorzustellen. Vielleicht sollten die Kantone, die nicht so zentral sind in der Schweiz, wie etwa das Wallis oder Graubünden, die Chance ergreifen und ihre Erfahrungen, welche die ande-

ren nicht machen konnten, aufzeigen. «Schaut, so haben wir es gemacht, so funktioniert es bei uns.» Die Bescheidenheit der peripheren Kantone ist hier nicht sehr hilfreich.

Die Ausrichtung bzw. der Inhalt des heutigen Fremdsprachunterrichts sind oft banale Alltagssituationen aus der Erwachsenenwelt. Heute Morgen wurde eine Sprache gefordert, die in erster Linie die Bewältigung des Schulalltags, als eigene Lebenswelt, ermöglicht. Einerseits ist die Schule Qualifikationsinstanz in dieser Welt, der Schulerfolg entscheidet über das künftige Leben mit, und Schulerfolg zu haben, heisst auch den schulischen Ansprüchen an die Fremdsprachenkenntnisse zu genügen. Es gibt ein Curriculum, einen geheimen Lehrplan, wie man früher sagte, welches die Ansprüche nennt, die Schülerinnen und Schüler können müssen. Dies gilt natürlich nicht nur für die Sprachen, sondern ebenso für Mathematik, für Geografie oder Geschichte. Da geht es nicht um Kenntnisse, um später eine Ferienreise planen zu können. Da sind grundlegende Fertigkeiten, die vermittelt werden, welche die Schule als Qualifikationsinstanz in irgendeiner Art und Weise zu prüfen und zu bewerten versucht.

Andererseits leben – auch wenn die Schule in einer gewissen Lebensphase für die meisten Schülerinnen und Schüler sehr wichtig ist – die Leute später in anderen Kontexten, in welchen sie Transferleistungen aus dem schulisch erworbenen Wissen erbringen müssen, und wo sie auch neues Wissen aufnehmen können müssen. Dies ist auch eine Aufgabe einer Mehrsprachigkeits- didaktik: Menschen auf diese Aufgaben

vorzubereiten, ihnen die Chancen und Möglichkeiten zu geben, damit ausserhalb der Schule umgehen zu können. Sich nur auf die Schule zu beziehen und sagen, die Schule sei eine Lebenswelt für sich, halte ich in einem gewissen Sinn für einen Kurzschluss.

In der Diskussion haben Sie sich für eine Schule eingesetzt, welche auf das Leben in der künftigen Gesellschaft vorbereiten soll. Welche Gesellschaft sehen Sie in 20 Jahren? Also wenn ich in die umgekehrte Richtung gehe und 20 Jahre zurück denke, also 1990, gerade etwa das Ende von etwas, was wir als ewig eingestuft hatten: Der Ostblock. Plötzlich hat sich dieser aufgelöst. Wie es genau dazu kam – ich bin nicht Historiker – kann ich nicht sagen.

Damals hatten wir eine Immigration von Menschen aus verschiedensten Ländern. Politisch motiviert oder Arbeits-Migration. Die Immigration hat sich seit damals vollständig verändert. Heute haben wir eine Immigration von hochqualifizierten «Expatriates», die für kurze Zeit in die Schweiz kommen, ihre Kinder hier in Privatschulen ausbilden und nachher wieder weggehen. Wir hatten die ökonomische Krise mit Auswirkungen auf den Alltag. Wir wissen nicht, ob die Schweiz irgendwann der EU beitreten wird und was dies nachher für die Menschen bedeuten wird. Wir müssen davon ausgehen, dass die berufliche Mobilität noch zunehmen wird. Ebenso die Wissensmobilität. Und dass es eine technische Entwicklung – vor 30 Jahren gab es noch keine Computer, heute sass ich den ganzen Tag davor – geben wird und wir damit umgehen müssen.

Und ich denke auch, dass Englisch als «lingua franca», von der man immer denkt, dass es die Zukunftssprache sein wird, die Charakteristik verändern kann und dass neue Sprachen auf den Markt kommen können. Ich bin jetzt ein bisschen provokativ und sage: es kann sein, dass wir in 20 Jahren Chinesisch als «lingua franca» haben werden. Ich glaube es zwar nicht so ganz, aber es könnte sein. Und darauf müssen wir auch vorbereitet sein.

Und diese Gesellschaft würde eine Mehrsprachigkeit brauchen?

Ja, sie braucht eine Mehrsprachigkeit, wie sie sie auch in der Vergangenheit immer schon gebraucht hat. Es ist etwas Typisches jeder gesellschaftlichen Entwicklung, jedes Versuchs oder jedes Unternehmens, das versucht hat, eine Weltsprache zu etablieren, dass es längerfristig gescheitert ist. Den Römern ist es nicht gelungen, Latein zur Weltsprache zu machen und es wird auch den Amerikanern nicht gelingen, Englisch zur Weltsprache zu machen. Und wir wissen, dass sich bereits heute die Diskussion unter den Anglistinnen und Anglisten ganz klar nicht mehr um ein «world english» sondern um «world englishes» im Plural dreht. Das Englische, das in Australien, in Jamaika, in Grossbritannien, auf den Philippinen gesprochen wird, das sind unterschiedliche Englisch und die entwickeln sich auseinander. Es scheint da längerfristig etwas vor sich zu gehen, wie es einmal mit dem Latein passiert ist. Nur: Das erlebe ich natürlich nicht mehr, ob dem so sein wird.

Ein zweiter Punkt sind die gesellschaftlichen Identitäten – und zu denen gehören die Sprachen. Ich sage bewusst Sprachen im Plural. Diese Identitäten sind hartnäckig; die ändern sich nicht so schnell. Denken Sie an die Roma,

die seit Jahrzehnten, Jahrhunderten in Europa verfolgt werden. Trotzdem haben sie ihre Sprache beibehalten. Oder an die Kurden in der Türkei. Man kann an vielen anderen Sprachen zeigen, dass die kollektive Identität einer Gruppe so stark ist, dass sie ihre Sprache beibehalten, weitergeben und tradieren will. Aber es kann auch nicht funktionieren. Täglich verschwinden Sprachen, weil ihre Sprecher aussterben oder weil sie unterdrückt werden oder einfach aufgeben.

Jetzt war ich vielleicht etwas pessimistisch. Aber Sprachenvielfalt gehört so wesentlich zur menschlichen Gesellschaft, dass man die Idee einer gemeinsamen, einzigen Sprache die überall gleich ist, einfach aufgeben muss.

Was denken Sie als Sprachwissenschaftler über die Bedeutung des Romanischen in 20 Jahren?

Es gab ein Projekt von Renata Coray, welches die Autobiografie von Rätoromanen angeschaut hat. Und es gab eine Studie von Matthias Grünert und seinen MitautorInnen über den dreisprachigen Kanton Graubünden. Soweit ich mich

erinnern kann, zeigen beide Studien ein Erstarren des Sprachbewusstseins bei den Rätoromanen. Sie fühlen sich heute nicht mehr wie vor vielleicht 50 Jahren als «Hinterwäldler», welche ihren Kindern möglichst schnell andere Sprachen beibringen sollten. Sie haben gelernt, dass sie mehrsprachig sein müssen. In diesem Sinne sind sie eine Art Vorbild für viele andere, relativ kleine Sprachen, die genau diese Mehrsprachigkeit auch erwerben und leben müssen.

Aus diesen Gründen sehe ich es nicht so negativ. Es könnte natürlich sein, sozusagen eine Abstimmung mit der Zunge, dass die Eltern das Rätoromanische nicht mehr weitergeben und ganz auf Deutsch umstellen. Solche Familien gibt es.

Mein Eindruck aus der Forschung ist aber der, dass es eher in die Richtung einer entwickelten Mehrsprachigkeit unter Beibehaltung der Erstsprache Rätoromanisch – in den jeweiligen Idiomen – läuft und nicht in Richtung einer Aufgabe der Sprache.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

